

# Die Schrecken der deutschen Sprache : Mark Twains Hilferuf

Autor(en): **Steiner, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **14 (1958)**

Heft 4

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420538>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Sprachspiegel

Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Juli/August 1958

14. Jahrgang

Nr. 4

---

## Die Schrecken der deutschen Sprache

Mark Twains Hilferuf

„Die Schrecken der deutschen Sprache“, so lautet der Titel eines kürzeren, uns nicht mehr zugänglichen Aufsatzes, der von Mark Twain verfaßt wurde, als er 1878 mit seiner Familie Europa bereiste und sich für einen Sommer in Deutschland niederließ. Da betrieb er eingehende Studien über deutsche Sitten und Gebräuche und quälte sich auch gehörig mit dem Phänomen ab, das deutsche Sprache heißt, mit dem Erfolg allerdings, daß ein Kuriositäten-sammler sein Deutsch gerne als Unikum seiner Sammlung einverleibt hätte. In Heidelberg war's, als er seiner Feder diktierte: „Wer nicht selbst Deutsch gelernt hat, kann sich keine Vorstellung machen, was das für eine verzwickte Sprache ist. Es gibt gewiß keine andere Sprache auf der Welt, die so systemlos ist, so schlüpf-  
rig und aalglatt, um sie zu fassen. Man treibt darin umher wie in einem brandenden Meer, bald hierhin, bald dorthin, in der elendesten Hilflosigkeit, und wenn man einmal glaubt, eine Regel gefunden zu haben, welche festen Grund bietet, um einen Augenblick in dem allgemeinen Wirrwarr und Tumult der zehn Redeteile auszuruhen, so vernimmt man in der Grammatik: Der Schüler gebe acht auf folgende Ausnahmen. Ein Blick auf diese zeigt ihm, daß deren mehr sind als Beispiele für die Regel selbst.“

Wir wissen etwa von unsern Nachbarn im Westen, daß das Erlernen des Deutschen für sie keine absonderliche Lieblingsbeschäf-

tigung darstellt und sie hocheifrig sind, wenn wir ihnen durch Französischsprechen ihre Sprachakrobatik im Deutschen ersparen. Und wenn man sie nach den Gründen fragt, weshalb sie unserem Deutsch eine Abneigung entgegenbringen, so merkt man bald, daß es nicht nur die grammatikalischen Schwierigkeiten sind, vor denen sie zurückschrecken, sondern auch das ihnen fremde Lautgewand, und, wie sie behaupten, die Systemlosigkeit unserer Schriftsprache.

Mark Twain hatte sich aufrichtig bemüht, den Geheimnissen und Rätseln der deutschen Sprache durch eifriges Studium beizukommen; aber selbst er, der Sprachgewandte, zappelte bald ungeduldig im Netz zahlloser Schlingen und Fallen. Sie uns vor Augen zu stellen, ist ohne Zweifel von großem Nutzen, denn wenig geben wir uns darüber Rechenschaft, unter welchen Strapazen ein Anderssprechender zu seinem Ziel gelangt. Unter die erste Plage zählt Twain die unumgängliche Anwendung der drei Geschlechtswörter (der, die, das).

„Jedes Hauptwort hat einen Artikel; aber da ist kein System und Sinn in der Anwendung derselben, so daß nichts übrig bleibt, als jeden Artikel zu jedem Wort besonders auswendig zu lernen. So hat zum Beispiel in der deutschen Sprache ein junges Mädchen kein Geschlecht, während eine Steckrübe ein solches hat. Welche maßlose Hochachtung zeigt das einer Rübe gegenüber, welche Geringschätzung vor einem Mädchen! Aber weiter mit diesen Artikeln. Ein Baum ist männlich, seine Knospen sind weiblich, seine Blätter sind sächlich. Pferde sind geschlechtslos, Hunde sind männlich, Katzen weiblich; des Menschen Mund, Nacken, Busen, Ellbogen, Finger, Nägel, Füße und Leib sind männlichen Geschlechts; Kopf oder Haupt ist männlich oder sächlich, je nachdem man eines dieser Wörter gebraucht, nicht also je nachdem ein Mann oder eine Frau das Ding trägt. Aus dieser Zergliederung geht deutlich hervor, daß ein deutscher Mann sich zwar einbilden mag, er sei ein Mann, wenn er aber näher zusieht, muß er wohl daran zweifeln; er muß entdecken, daß er eine ganz lächerliche Zusammensetzung aller möglichen Geschlechter ist.“

Unter die zweite Plage rechnet der Amerikaner die Deklination der Adjektive. „Kommt ein Adjektiv unter die Zunge eines Deutschen, so dekliniert er es und dekliniert es fort und fort, bis er

endlich allen gesunden Sinn herausdekliniert hat. Er dekliniert zum Beispiel mein guter Freund, meines guten Freundes, meinem guten Freunde usw.; diese beständigen Änderungen möge ein Irrenhausaspirant auswendig lernen! Man tut wahrhaftig in Deutschland besser daran, sich ohne Freund zu behelfen, als diese Plackerei mit ihnen in Kauf zu nehmen.“

Bekanntlich hat auch bei uns die Torheit überhand genommen, das Wortgut als eine Art Zusammensetzungsspiel zu verwenden und sich in der Kunst „Wer macht längere Wörter?“ zu üben. Dieses „Streckverfahren“ hat Twain auch aufgegriffen und in seiner Wirkung auf den Fremden wie folgt dargestellt: „Einige davon sind so lang, daß sie einen Schatten werfen und perspektivisch wirken, zum Beispiel: Freundschaftsbezeugungen, Dilettantenaufdringlichkeiten, Stadtverordnetenversammlung. Das sind keine Wörter mehr, das sind alphabetische Prozessionen. Wenn solch eine Alpenkette sich stolz hinzieht über eine Druckseite, so muß dadurch die literarische Landschaft bedeutend verschönert werden; aber für den Anfänger in der Sprache sind diese Gebirge ein großes Hindernis; sie versperren ihm den Weg, er kann weder unten durch noch darüber weg, höchstens per Tunnel, wo einer ist. Nimmt er seine Zuflucht zum Wörterbuch, so läßt ihn das im Stich. Mit solchen zusammengesetzten Wörtern befaßt es sich nicht. Man muß zuvor das Wort durch den Chemiker in seine Bestandteile auflösen lassen und dann die einzelnen Brocken im Wörterbuch aufsuchen.“ Als Sonderheit kommt auch die Verschachtelung der verschiedenen Satzteile aufs Tapet: In der Tat glauben viele Schreiber, das Verschachteln erfordere ganz besondere Aufmerksamkeit und Pflege und diese Art des Sätzebauens trage einem den Ruhm ein, ein guter Sätzeschmied zu sein. Die Manier, alles Gedachte miteinander sagen zu wollen und es ineinander zu stopfen, nimmt derart überhand, daß der Leser oft dazu gezwungen wird, das Geschriebene sechsmal durchzulesen, bis er annähernd den Sinn des Ganzen enträtselt hat. Wenn da unsereiner oft noch Mühe hat, Dechiffrierdienste mit Erfolg zu Ende zu führen, wie sollte nicht ein Ausländer daran verzweifeln, wenn er einen solchen Sprachteig vorgesetzt bekommt.

„Von der Schwierigkeit dieser Sprache kann die nächste beste Zeitung überzeugen. Ein Normalsatz in einer deutschen Zeitung ist

eine überraschende Merkwürdigkeit; er nimmt eine Viertelseite ein und enthält sämtliche Redeteile dieser Sprache, nicht in geregelter Ordnung, sondern durcheinander... Der Satz handelt von 14 bis 15 verschiedenen Gegenständen, von denen jeder einen Zwischensatz bildet, bisweilen schließt ein Hauptzwischensatz mehrere kleinere ein, und damit sie nicht auseinanderfallen, werden sie zum Teil mit Klammern zusammengehalten.“

Wer lange Sätze schreibt, hat selbst bemerkt, daß er oft das Zeitwort auseinanderreißen muß, so daß der erste Teil (etwa: zieht) am Anfang des Satzes, während der zweite Teil (etwa: aus) am Schluß desselben steht. So wird der Leser zuweilen bis zum Ende des Satzes in Spannung versetzt und im ungewissen gelassen, wo der Sinn des Satzes hinaus will, bis er schließlich zuallerletzt das nachklappernde und sinnauflösende Wörtlein doch noch einfängt. Wir haben vielleicht durch Übung diese Schwierigkeit überwunden; aber für den Fremdsprachigen bringt sie unsägliche Mühe, wie Twain es ebenfalls klar genug bezeugt: „Die Deutschen haben in ihrer Sprache eine Art von Parenthese, welche sie durch das Auseinanderreißen eines Zeitwortes in zwei Teile erzielen, wovon der eine am Anfang eines spannenden Kapitels steht, der andere am Schluß desselben. Kann man sich etwas Verwirrenderes denken? Die deutsche Sprache wimmelt von solchen trennbaren Zeitwörtern, und je weiter die beiden Teile in einem Schriftstück auseinander kommen, desto mehr freut sich der Urheber eines solchen Verbrechens seiner Tat. Es ist jedoch nicht gut, sich zuviel mit den trennbaren Zeitwörtern abzugeben, sie bringen einen unfehlbar bald um die Gemütsruhe, und wenn man sich nicht warnen läßt und sich darein vertieft, so bekommt man entweder Gehirnerweichung oder Gehirnversteinerung davon.“

Mark Twain ist weit davon entfernt, der deutschen Sprache jeglichen Vorzug abzusprechen; aber für ihn wiegen sie die Nachteile nicht auf. Frage: Ist es unsere Schuld, daß man sich über eines unserer Güter derart lustig macht? Zum Teil: ja. Eine erbärmliche Sprachpantecherei ist gegenwärtig am Zug. Die Sprachzucht und die Liebe zur Einfachheit und Klarheit im sprachlichen Ausdruck ist vielen abhanden gekommen. Nach den Übeln zu fragen, würde uns zu lange hinhalten; aber es sei doch erwähnt, daß der Amtschimmel, das Zeitungsdeutsch und die Gelehrtensprache viel dazu

beigetragen haben, die Sprache zu verunreinigen. Und hier können und sollen wir etwas unternehmen, was die schmutzige Flut wieder zu einem sauberen Wasser macht.

Sonst aber ist unsere Sprache gefügt, niet- und nagelfest, Schrauben zu lösen und Balken zu versetzen, ist sehr gefährlich; es könnte leicht das ganze Gebäude zusammenstürzen. Unsere Sprache ist etwas organisch Gewachsenes, und wenn die Formen noch so eigenartig erscheinen, so ist es doch Form, die leichtfertige und unüberlegte Eingriffe nicht gestattet. Und darum wären Twains Anschuldigungen, wo es sich um Wesenseigentümlichkeiten handelt (wie beim Artikel und Adjektiv) schlecht verteilte Hiebe, wenn wir nicht als gewiß annehmen dürften, daß hier nur der Schalk zum Vorschein kommt. Natürlich gibt es darüber, wie unsere Sprache innen und außen organisiert ist, wenig zu streiten, zumal nicht von solchen, die behaupten, die Schwierigkeiten seien etwa in allen Sprachen gleich verteilt. Das stimmt nicht. Die deutsche Sprache ist kraft ihrer Freiheit und ihres Formenreichtums dem Fremden ein widerspenstiges Ding. Was sie an Aufwand verlangt, hat Twain übrigens unmißverständlich in die Worte gefaßt: „Nach meiner Erfahrung braucht man zum Erlernen des Englischen 30 Stunden, des Französischen 30 Tage, des Deutschen 30 Jahre.“

*Ernst Steiner*

## „Wohlfahrtsausschuß“

Die Ereignisse in Algier und in Frankreich haben das politische Vokabular der Gegenwart um einen Ausdruck bereichert, der endgültig der Geschichte anzugehören schien: das *Comité de Salut public* ist auferstanden. So nannte schon der Nationalkonvent der Französischen Revolution die von ihm am 6. April 1793 ins Leben gerufene Exekutivbehörde, die jeden Monat vom Konvent neu gewählt wurde, bis am 27. Oktober 1795 das Direktorium an ihrer Stelle die Regierungsgewalt übernahm.

Beim unvermittelten Wiederauftauchen dieses historischen Namens bereitete die Frage, wie er ins Deutsche zu übersetzen sei,